

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Woas, Franz: Wort gehalten. Eine Erinnerung aus großer Zeit

urn:nbn:de:bsz:31-62031

hand anderen Sachen, mit denen der Herrgott die Welt geschmückt, träumten, konnte der gute alte Herr Pfarrer Michael Gruber lange nicht die Ruhe finden. Ob wohl sein Fürnehmen geglückt war, durch



„Wann schon du dich nicht fürcht'st, Hansl, — ich hab' soviel Angst um dich . . .“

guten Zuspruch und den Hinweis auf ein trauriges Menschenchickial seine Weichtkinder vor Nehmlichem zu bewahren? Ob es nicht doch besser gewesen wäre, ein Zusammentreffen der beiden zu vereiteln, statt es geradezu zu vermitteln? Und ob wohl die beiden, der Toni und die Rannerl, den tieferen Sinn seiner Worte erfasst hatten? Ob ihnen, wie er gehofft, die traurige Verlassenheit der Köpfer-Dirn aus Herz gegriffen und ob — und ob — und ob — — Kein Ende konnte er finden mit lauter Denken und Zweifeln, und die Sterne standen schon hoch am Himmel, ehe er die sorgenvollen Augen zu kurzem unruhigen Schlummer schloß.

Da hatte es sein gestrenger Herr Amtsbruder in Niederlahn freilich besser. Der hatte seinen Weichtkinder die Schrecken der Hölle so schwarz gemalt, daß es gewiß keinem jungen Dirndl in den Sinn kam, das Kammerfenster zu öffnen, den Buben, der da in stockfinsterner Nacht auf dem wackligen Holzstos stand, um den Hals zu nehmen und ihm zuzustüßern: „Wann schon du dich nit fürcht'st, Hansl, — ich hab' so viel Angst um dich . . .“

Nein — so was gab's in Niederlahn nicht. Darum legte sich auch der gestrenge Herr Pfarrer nach dem anstrengenden Tagwerk früh zu Bette und schlief in dem beruhigenden Gefühle treuer Pflichterfüllung auch gar bald den tiefen traumlosen Schlaf des Gerechten.

Wort gehalten.

Eine Erinnerung aus großer Zeit.
Von Franz Woas-Wiesbaden.

Am 1870 war es, gegen Ende Juli.
Im Herrenhause des Rittergutes Rehin bei Wittenberge saß die Herrschaft nach der Abendtafel noch beieinander.

Alles war in gedrückter Stimmung, denn unter ihnen saß einer, der mußte morgen in aller Herrgottsfrühe hinaus in den Krieg. Er war von Wittenberge den letzten Tag noch einmal herausgekommen, um Abschied zu nehmen und um — dem Vater noch zwei Pferde aus dem Stalle zu nehmen.

„Der Scheide lahm ja jeden Augenblick“, hatte der junge Offizier dem Vater gesagt; „mit dem komme ich nicht bis an die Grenze. Und der Schimmel? Von dem schießen mich die Franzosen gleich herunter.“

Dem alten Freiherrn war's gar nicht recht, aber er hatte sich doch dazu bequemt, dem Sohne den Fuchs und den Braunen mitzugeben.

„Aber bringe sie mir nur wieder!“ hatte er zum Sohne gesagt, „namentlich den Braunen.“ Und dabei hatte er dem Tier zärtlich den Hals geklopft, was sonst so gar nicht seine Art war. —

Wie sie jetzt auf der Veranda beisammensaßen, und keiner so recht etwas sagen wollte, knurrte der Alte vor sich hin: „Gern geb' ich ihn nicht . . .“ und das war wohl vornehmlich auf den Braunen gemeint. —

Die beiden Frauen, die dabei saßen, dachten ganz das gleiche, aber sie bezogen es sicherlich auf jemand



Alles war in gedrückter Stimmung, denn unter ihnen saß einer, der mußte morgen in den Krieg.

andere, — eben auf den jungen blühenden Menschen, der morgen weg mußte, hinaus ins Feld, vielleicht auf Nimmerwiederschen . . .

Die Mutter saß neben ihm, und ab und zu sagte

sie ihn bei den Händen und sah ihn dann stumm, die Augen voller Tränen, ins Gesicht. Die andere aber sah etwas abseits; sie sah ihn nicht an, sie hielt die Augen in den Schoß gesenkt, und nur hie und da warf sie einmal einen scheuen Blick zu ihm hinüber, — hin und wieder aber auch einen Blick, der nichts weniger war als scheu, — in dem vielmehr ganze Himmel von Glück und Seligkeit lagen. Es durfte es ja niemand ahnen, — aber in dieser letzten Stunde waren sie miteinander einig geworden, und wenn er zurückkam, dann, dann . . . und sollte die ganze Welt darüber zugrunde gehen . . .

„Wenn ihr euch doch nichts mehr zu sagen wißt,“ knurrte der alte Freiherr, „dann ist's schon am besten, wir gehen zu Bett.“

Damit erhob er sich ungestüm; er schüttelte dem Sohne herb die Hand und ging ins Haus hinein.

Die Mutter rückte jetzt ihrem Liebling um so näher, und manch liebes Wort kam noch über ihre Lippen; dann aber versagte auch ihr die Kraft; zusammen mit ihrer Gesellschafterin verließ auch sie die Veranda . . .

So war der junge Mann allein in dieser letzten, allerletzten Stunde. Lange noch stand er hier, in dem Saal, die Sinne verloren; dann machte er noch einen Gang durch den Park, und als er zurückkam und an dem kleinen eisenmipponnenen Fenster im Turme noch Licht sah, da stand er lange, lange davor. Seine Brust hob und senkte sich, in seine Augen stiegen zum dritten Male Tränen, aber es waren mehr Tränen des Glückes und der Sehnsucht, als Tränen des Schmerzes . . .

* * *

Die Sonne war eben über den Buchentronen des Parkes heraufgekommen, als am nächsten Morgen alles schon wieder in Bewegung war.

Die beiden Pferde standen sorgfältig gesattelt und geräumt vor der Freitreppe. Der junge Herr brauchte nicht allein zu reiten; der Gutsverwalter ritt mit ihm; auch er zog ins Feld; er war als Unteroffizier der Reserve zum selben Dragonerregiment eingezogen, bei dem der junge Freiherr stand. Das war für Vater und Mutter ja bei alledem noch ein Trost gewesen; so mußten sie ihn in guter Hut — und die beiden Pferde dazu . . .

Der Gutsverwalter hatte nicht lange Abschied zu nehmen, er saß bereits im Sattel des Fuchses, da warf er dem Gesinde, das sich drüben an den Ställen und Scheunen zusammengefunden, noch mit der Hand einen kurzen Abschiedsgruß zu. Bei dem jungen Offizier dagegen dauerte das etwas länger. Der Vater freilich drückte dem Sohne nur je einen derben Kuß hastig auf die rechte und die linke Wange; die Mutter aber meinte schier, sich von dem Sohne nicht trennen zu können; immer wieder schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, laut dazu ausschluhzend.

„Nun aber ist es die höchste Zeit,“ mahnte der Alte, und drängte den Sohn mit Gewalt aufzureißen. Ungebüldig scharrten beide Pferde mit den

Hufen; sie wollten fort, als könnten sie es gar nicht erwarten . . .

Schon sind beide im Abreiten, da wendet sich die Mutter an den Verwalter, und voller Angst und Verzweiflung ruft sie ihm zu: „Volkmann, bringen Sie mir meinen Werner wieder!“



„Volkmann, bringen Sie mir meinen Werner wieder!“

„Das tue ich!“ erwiderte da der Verwalter, die Zähne fest aufeinandergebissen, mit bitterernstem Ungesicht.

„Und den Braunen!“ ruft der alte Freiherr ihm noch nach, als sie schon wegsprengen, und jetzt kommen auch ihm die Tränen . . .

* * *

Die Zeit verging. Anfangs hatte es so geschienen, als sollte der Krieg ein rasches Ende haben. Napoleon sah ja gefangen. Aber die Franzosen wehrten sich ohne ihn weiter. Der Winter war da, und noch immer Krieg! Die Schlachten wollten nicht aufhören. Und was für ein bitterer Winter war das! Bald war solch eine Kälte nicht gewesen; bald war so unermesslich viel Schnee nicht vom Himmel gekommen. Alle Wege und Siege waren verschneit. Was mußten die armen Soldaten da in Feindesland wohl leiden! Und die Pferde dazu. —

Au der Loire war bitter gekämpft worden. Behielten die Deutschen Orleans oder behielten sie es nicht? Monatelang ging es darum hin und her. Endlich besetzten die Deutschen wirklich die Stadt. Wie atmeten alle daheim auf, die da wußten, einer der Ihrigen war hier dabei gewesen!

Im Herrenhause zu Regin war die Stimmung besser als je. Eingeschnit war man freilich. Nun, was tat's? Man fuhr eben im Schlitten, und lustig klang das Schellengeläute über die weißen, starren eisigen Flächen hinweg . . . Bei der Ruhe draußen konnte man es meilenweit vernehmen.

„Ich höre einen Schlitten,“ sagte der alte Freiherr. Er trat vom Teetisch weg und stellte sich an das Fenster, von dem aus er in den Hof und über das Tor hinweg beträchtlich ins Weite sehen konnte.

Schon hatten auch die Leute auf dem Hof den Schlitten bemerkt; es war einer von ihnen zugesprungen, um das Tor zu öffnen. Langsam tat es sich auf, und die beiden schweren Flügel versanken rechts und links tief im Schnee.

Ein Schlitten fuhr in den Hof, mit drei Pferden bespannt.

„Was soll denn das sein?“ fragte der Gutsherr.

Der Schlitten fuhr vor der Freitreppe vor. Ein Mann, der vorn neben dem Kutscher gesessen, stieg langsam und schwerfällig ab. Er sah beinahe aus wie ein Soldat; er war aber so verschneit, daß man ihn nicht deutlich erkennen konnte.

Im Schlitten selbst sah niemand, dagegen lag quer über dem Sitz ein großes ungefügtes Etwas, das aber auch so mit Schnee bedeckt war, daß es nicht zu erkennen war.

Von seltsamen Ahnungen gepackt, waren auch die



„Ich bringe den jungen Herrn Baron wieder ...“

Baronin und deren Gesellschafterin vom Tische aufgestanden.

Im Hausflur hörte man einen Mann herb mit den Füßen stampfen, um sich den Schnee davon abzuschütteln. Von allen Seiten war das Gesinde herzugelommen, Licht wurde gebracht.

Der Mann vom Schlitten stand in der offenen Haustür; er stand jetzt still und starr, als siele es ihn schwer, weiter hereinzutreten.

„Der Herr Verwalter!“ sagte einer aus dem Gesinde, das sich herzugedrängt hatte, und gleich wurde es weitergegeben. „Der Verwalter ist wieder da!“ so schallte es von mehreren Stimmen zugleich durch

den Flur. Die Tür zum Speisezimmer öffnete sich, und die Gutsherrschaft erschien.

Noch immer verharrte der Mann an der Tür regungslos — in tiefem Schweigen. Auch alle anderen schwiegen jetzt, wie erstarrt, wie gelähmt von einem Schreck, von dem sie noch nichts Bestimmtes wußten, den sie nur ahnten . . .

Langsam trat da endlich der Freiherr auf den Mann zu, und jetzt nahm dieser die Mühe ab — es war wirklich der Verwalter.

„Was bringen Sie?“ fragte der Freiherr, und es war, als wollte er ihn damit in grober Weise an herrschen. Ehe der Mann aber noch antworten konnte, war die Baronin herzugestürzt. Sie sagte und fragte nichts, sie schaute nur verzweiflungsvoll drein, und in ihren entsehten Augen stand dieselbe Frage: „Was bringen Sie?“

„Ich bringe,“ war die Antwort — heiser und hohl, als käme sie aus einem Grabe — „den jungen Herrn Baron wieder . . .“

Damit wies er durch die offene Tür in den Hof hinaus und auf den Schlitten. Hier hoben die Leute eben einen Sarg ab . . .

Tief erschüttert stand alles . . .

Der Braune aber, der als Dritter mit eingespannt war, wieherte laut, daß er wieder daheim war.

„ . . . und den Braunen,“ fuhr der Verwalter mit erschütterter Stimme fort, „wie ich es versprochen . . .“

Das Kartenorakel.

Von A. Theinert.

„Aber denken Sie doch!“ beharrte der Leutnant. „Dreimal nacheinander haben die Karten gleich gelegen; da muß es ja eintreffen! — Die Coeurdame in der Mitte der obersten Reihe, rechts daneber der Treffkönig und links die Piklieben. — Das Schicksal will mir eine Heldin zur Frau bescheren, mir, dem Amazonen immer ein Greuel gewesen sind.“ Er seufzte.

Ich lachte ihn aus, er aber konnte sich nicht freimachen von dem Eindruck, den der Volkspruch der Karten hinterlassen hatte. Der Aberglaube wurzelte tief in den Gemüthern der Slawen.

Den Leutnant Alexis Popoff hatte ich in Katorinogrod kennen gelernt und mich als Schlachtenbummler einer Expedition angeschlossen, in der jenem eine Rolle zugewiesen war.

An einem prächtigen Oktobernachmittage marschirten wir, der Leutnant, ich und fünfzehn Soldaten, im oberen Terekale südwärts dem Hochgebirge zu. Der Sergeant der kleinen Truppe, ein Veteran mit dem Georgskreuz auf der Brust, ein Mann von heroischem Körperbau, sang ein schwermüthiges Lied, in das nach jeder Strophe seine Leute mit langgezogenem „Ay-tuli-tuli“ einfielen. Die Schatten der Vorberge schwebten höher und höher von den breiten Planken des Kasbel, dessen aus düstergrünem Waldmeer auftauchendes, schneebekapptes Gipfelmassiv, von der Sonne